

THEORIEN ÜBER DEN URSPRUNG DER GLAGOLICA

I. Allgemeine Voraussetzungen für die Entstehung von Schrift und Alphabet

Thorvi ECKHARDT, Wien

Vor einem Vierteljahrhundert begann Alfred Schmitt seine Festrede an der Universität Erlangen über »Die Erfindung der Schrift«¹ mit den Worten:

»Man hat oft gesagt, daß der Erwerb der Sprache der entscheidende Schritt war, mit dem der Mensch sich über das Tier erhob. Einen ähnlich entscheidenden Schritt bildet *innerhalb* der Geschichte der Menschheit der Erwerb der Schrift. Denn erst die Schrift hat das Wort von der Gebundenheit an Raum und Zeit gelöst und alles Wissen und Denken von der Begrenztheit und Unzuverlässigkeit des menschlichen Gedächtnisses befreit. Der Fortschritt der geistigen und vielleicht erst recht der materiellen Kultur, mit dem in den letzten Jahrtausenden die Menschheit aus den Verhältnissen der Steinzeit zu ihrem gegenwärtigen Zustand emporgestiegen ist, wäre ohne die Schrift nicht möglich gewesen. Es ist daher wohl der Mühe wert, der Frage nachzugehen, wie es zum Erwerb dieser entscheidend bedeutsamen Voraussetzung unserer heutigen Kultur gekommen ist.«

Der Titel läßt schon das Programm erkennen, das seinen Ausführungen zugrunde liegt, die »in manchen Stücken von den üblichen Anschauungen« abweichen.² Diese »Abweichung« liegt nun nicht etwa an einer anderen »Graphogenese«, einem neuartigen Stammbaum für unser Alphabet. Schmitt hält sich durchaus an die schon im Altertum in großen Zügen bekannte Herleitung der griechischen (und lateinischen) Schrift aus der phönikischen.

Nur in der Erklärung des Vorgangs, in der Deutung der Entwicklung steht er in einem gewissen Gegensatz zu den Fachgenossen — soweit diese nämlich den Standpunkt vertreten, das Alphabet sei nach und nach quasi »von selbst« entstanden. »Die Vorstellung einer naturgemässen und lückenlosen Entwicklung«³ hält er für falsch.

¹ Die Noten wurden aus technischen Gründen an das Ende der Abhandlung übertragen.

Da sich Schmitts Darstellung durch Übersichtlichkeit und innere Logik auszeichnet, wollen wir sie hier kurz wiederholen, sozusagen als Gerüst der folgenden Ausführungen.

Es ist das Wesen der Schrift, dieser »glücklichsten Vermählung des Geistes mit dem Stoff«⁴, daß sie Mitteilungen machen will, die durch das Auge aufgenommen werden. Dazu bietet sich das Mittel der Zeichnung an, das allerdings zunächst nur unmittelbar Sichtbares darstellen kann. Ein großer, ja der größere Teil der Begriffe kann in Bilderschrift nicht direkt ausgedrückt werden. Zudem ist eine Bilderschrift zwar in der Regel allgemein verständlich, insoweit sie nämlich nicht an den Wortlaut einer bestimmten Sprache gebunden ist. Ein Kreis mit Strahlen wird wohl in der ganzen Welt als »Sonne« aufgefasst. Eben deswegen ist aber andererseits eine Bilderschrift, bzw. später eine differenziertere »Inhaltschrift« nicht imstande, den Wortlaut als solchen anzugeben. Sie kann weder das jeweilige sprachliche Medium der Mitteilung noch die spezifische (poetische, prosaische o. a.) Ausdrucksweise wiedergeben.

Reste dieser Schreibarten leben noch heute in der allgemein üblichen Zahlenschreibung: Als »Pictogramme« bei den römischen Ziffern (I-III, die einzelnen Finger, V, die ganze Hand mit abgepreiztem Daumen), als »Ideogramme« bei den arabischen: zwischen der Form des Zeichens und seiner Bedeutung besteht kein unmittelbarer Zusammenhang mehr, doch können sie überall verstanden werden — wenn ihnen auch in jedem Land bzw. in jeder Sprache andere Worte entsprechen.

Inhaltsschriften, wenn auch in sehr verschiedenen Graden der Leistungsfähigkeit, findet man überall auf der Erde.

Wortlautschriften finden sich dagegen ursprünglich in dem einen (allerdings großen) Gebiet, »das vom Nil bis zum Gelben Meer reicht und zwischen dessen verschiedenen Ländern seit ältester Zeit Handels- und Kulturbeziehungen möglich und wirklich gewesen sind. Nur in diesem Gebiete gibt es Wortlautschrift, hier aber nun gleich in einer ganzen Reihe von verschiedenen Systemen. Die Erklärung wird darin liegen, daß an irgendeiner Stelle innerhalb dieses Gebietes einmal, und wahrscheinlich nur dieses einzigemal in der ganzen menschlichen Geschichte überhaupt, der Gedanke einer Wortlautschrift aus schöpferischer Urerfindung erfasst und verwirklicht worden ist. Alle übrigen Schriftsysteme des Gebietes werden

entweder auf unmittelbarer Übernahme oder auf Nacherfindung beruhen. Ob uns jene älteste, allein auf Urerfindung beruhende Schrift überhaupt noch erhalten ist und in welchem der alten Schriftsysteme gegebenenfalls wir sie zu sehen haben, läßt sich nicht sicher ausmachen«. ⁵ Möglicherweise kann man die Sumerer als die Urfinder ansehen.

Am Chinesischen, das heute ⁶ noch als Wortlautschrift in Gebrauch ist, läßt sich dieses Schriftsystem gut studieren. Da das Chinesische keine Flexion, sondern nur unveränderliche Wörter kennt, kann im Prinzip jedes Wort ohne Komplikationen mit einem eigenen Zeichen wiedergegeben werden. Das setzt voraus, daß die Schrift so viele verschiedene Zeichen hat wie Wörter, (also einen unendlich schwierigen Merk- und Lernstoff bildet!), und daß die Wörter sich alle lautlich voneinander unterscheiden. Letzteres ist nicht der Fall: das Chinesische kennt nur einsilbige Wörter, und da die Zahl der möglichen Silbenbildungen naturgemäss begrenzt ist, ergeben sich eine Reihe von Homophonen, gleich (oder ähnlich) klingender Wörter mit verschiedener Bedeutung. Deren Sinn ergibt sich aus der Stellung im Satz und aus prosodischen Elementen wie Tonhöhe u. ä., die in der Schrift nicht ausgedrückt werden. (Theoretisch wäre es natürlich möglich!) Die Chinesen helfen sich nun anders: Neben oder über das Grundzeichen, das den Wortlaut anzeigt, setzen sie bei gleich (oder ähnlich) klingenden Wörtern noch ein Sinnzeichen, das den Bedeutungsbereich umschreibt. ⁷

Dasselbe Prinzip befolgten die Ägypter; ihre Lautschrift konnte zwar auch mehrsilbige Wörter festhalten; aber da nur die Konsonanten, nicht die Vokale genauer bezeichnet wurden, bestand wieder die Gefahr zu Verwechslungen. Das Sinnzeichen nun definierte den Begriffsrahmen, in den das betreffende Wort gehörte. ⁸

Für eine Inhaltsschrift »bestehen überall ziemlich die gleichen Bedingungen ... der Sprachbau bleibt im allgemeinen ziemlich gleichgültig. Aber er gewinnt entscheidende Bedeutung, sobald eine Wortlautschrift geschaffen werden soll«. Es gibt dann »nicht mehr eine Geschichte der Schrift schlechthin, sondern nur noch eine Geschichte der Schrift innerhalb bestimmter Sprachen. Im Sprachbau liegt daher auch jener Zufall begründet, dem wir ... die Erfindung der Buchstabenschrift verdanken«. ⁹ Deshalb kann man auch die Geschichte der Schrift nicht treiben, ohne etwas von der Eigenart der betreffenden Sprachen zu wissen.

Die ägyptische Schrift »läßt noch deutlich erkennen, daß auch hier der erste Gedanke gewesen ist, die neu erkannte Aufgabe« (der Erfindung einer Wortlautschrift) »mit Hilfe von Wortzeichen zu lösen. Aber das Ziel war auf diesem Wege nicht zu erreichen, weil das Ägyptische eine Sprache mit veränderlichen Worten ist; es konnte also keine eigentlichen Wortzeichen geben, sondern nur Wortstamm — oder Wortwurzel-Zeichen«. ¹⁰

Aus einem ähnlichen Grunde »sind die Japaner nicht mit der chinesischen Schrift ausgekommen, die sie zunächst einfach zu übernehmen versuchten. Die japanische Sprache ist gänzlich anders gebaut als die chinesische; die Worte sind größtenteils mehrsilbig und veränderlich. Die Japaner mußten daher zu den chinesischen Wortzeichen noch Silbenzeichen hinzuerfinden und verwenden jetzt in ihrer Schreibung beide Zeichenarten durcheinander, in bestimmter gegenseitiger Ergänzung. Dadurch ist ihre Schrift so schwierig und im Grunde so unzweckmässig geworden, wie kaum eine andere«. ¹¹

Aber das Beharrungsvermögen ist so stark, daß Reformen (etwa in Richtung auf die Einführung des lateinischen Alphabets) wenig Aussicht auf allgemeine Durchführung haben.

Dieses »Beharrungsvermögen, das jeder einmal in Gebrauch genommenen Schrift innewohnt, war« (auch im Altertum im Niltal) »so stark, daß die Ägypter« (die sozusagen »das Geheimnis der Buchstabenschrift schon in Händen hielten«, da sie, die Vokale ignorierend, nur Konsonanten, und im Fall von einsilbigen Wörtern praktisch nur Einzelkonsonanten schrieben) »niemals dazu übergegangen sind, von der ihnen gegebenen Möglichkeit Gebrauch zu machen; ja, sie werden vermutlich, im Bann der Überlieferung befangen, diese Möglichkeit überhaupt nicht gesehen haben. Erst als im Anschluß an die ägyptische Schrift für eine andere, nämlich eine semitische Sprache, eine Schrift geschaffen wurde, kam es zur Einführung einer reinen Lautschrift aus lauter einkonsonantigen Zeichen.

Um zu erklären, wie die semitische Schrift in Anlehnung an die ägyptische entstanden sein könnte, nimmt man gewöhnlich an, ein gelehrter Mann, der die ägyptische Schrift vollkommen beherrschte, hätte für eine semitische Sprache in bewußter Vereinfachung und Verbesserung die Buchstabenschrift geschaffen. Aber für jemand, der in der ägyptischen Schrift wirklich zu Hause war, wäre vermutlich die Macht der Überlieferung zu stark gewesen, als daß er eine solche grundsätzliche Änderung hätte vollziehen oder auch nur ihre

Möglichkeit hätte erfassen können. Auf Grund von Erscheinungen, die wir in der Geschichte der in neuerer Zeit entstandenen Schriftsysteme beobachten können, halte ich es für wahrscheinlicher, daß die Buchstabenschrift von einem Semiten geschaffen wurde, der nur ganz oberflächlich mit der ägyptischen Sprache bekannt war und nur ganz wenig von der ägyptischen Schrift erfaßt hatte, und auch dies wenige noch nicht einmal ganz richtig. Er glaubte erfaßt zu haben, daß die Ägypter ein Wort oder eine Wortform darstellen konnten, indem sie für jeden Konsonant das Bild eines Wortes setzten, das mit diesem Konsonant begann. In Wirklichkeit war das Entscheidende, ... daß der betreffende Konsonant der einzige Konsonant des Wortes war. Aber tatsächlich stand er ja meist am Anfang, und so ist das Mißverständnis sehr begreiflich.«¹² ... Manches an der ägyptischen Schrift mag unserem Erfinder geheimnisvoll und unverständlich gewesen sein, das ließ er weg und »begnügte sich mit dem Wenigen, was er von der ägyptischen Schrift verstanden hatte oder verstanden zu haben glaubte. Er suchte für jeden Konsonanten seiner Sprache ein Wort, das mit diesem Konsonanten begann, setzte für dieses Wort ein Zeichen fest, vielleicht von vornherein ein Strichzeichen, und damit war das semitische Alphabet geschaffen.

Die semitische Lautschrift wies nach einen empfindlichen Mangel auf: sie ließ die Vokale unbezeichnet. Wieder aber war das Beharrungsvermögen der einmal in Gebrauch genommenen Schrift zu stark, als daß die Semiten selbst zur grundsätzlichen Überwindung dieser Unvollkommenheit hätten gelangen können. Erst als die Buchstabenschrift von einem anderen Volk übernommen wurde, nämlich von den Griechen, fand sie ihre letzte Vervollkommung durch Einführung von Zeichen auch für die Vokale. Und wieder hat ein Zufall mitgeholfen, diesen Fortschritt herbeizuführen, ein Zufall der wiederum in der Natur der Sprachen begründet war.¹³ Die griechische Sprache besaß nämlich nicht den Kehllaut, den die Semiten mit dem Buchstaben »aleph« bezeichneten. Die Griechen konnten ihn akustisch gar nicht als solchen erfassen, sie hörten den folgenden Laut, das A, und verstanden in der Folge unter »aleph« = »αλφα« den Vokal A. Ähnlich erklärt sich die Herkunft der anderen Vokale.

»Auf diese Art haben die Griechen, halb aus Versehen, die Vokalschreibung erfunden, und sie haben vielleicht selbst nicht von Anfang an gewußt, welcher Gewinn ihnen damit zugefallen war.«¹⁴

Das ist in kurzen Zügen die Auffassung, zu der der Autor, Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft, in, wie er selbst sagt, »jahrelanger Beschäftigung mit einem bisher unbekanntem Fall von Schrifterfindung aus neuerer Zeit« gekommen ist. Es handelt sich um die Schrift von Alaska-Eskimos, in der diese, angeregt durch Herrnhuter Missionare, um die vergangene Jahrhundertwende versuchten, verschiedene Evangelientexte aufzuzeichnen, und eine anfänglich unbeholfen steife Bilderschrift zu einer »Schallzeichenschrift« (die meist Silben, teilweise auch Einzellaute festhält) entwickelten. Schmitt hat diesen Vorgang in den zweibändigen »Untersuchungen zur Geschichte der Schrift«¹⁵ ausführlich dargestellt, da »wir hier so deutlich, wie sonst nirgends an einem beispielhaften Fall beobachten können, wie es bei der Entstehung einer Schrift zugeht.«¹⁶

Bei der Bestimmung dessen, was »Schrift« ist, hält er sich an die schon von H. Jensen¹⁷ aufgestellte Forderung der

- 1.) Anbringung von Bildern oder Zeichen auf einer Fläche
- 2.) Absicht der Mitteilung
- 3.) Verselbständigung der Darstellung,

und findet alle drei Bedingungen von der sogenannten Alaska-Schrift erfüllt. Eine umfangreiche theoretische Einleitung (160 Seiten) vergleicht die Entwicklung dieser Eskimo-Schrift mit der Entwicklung sonstiger Schriften, vom alten Orient über China bis zu den Maya und den afrikanischen Bamum.

Die Grundsätze, die nach Schmitt bei jeder Schriftentwicklung zu beobachten sind, und die wir eingangs kurz dargelegt haben, lassen besonders drei Momente hervortreten:

- 1.) Die Verbundenheit jeder (nicht ideographischen) Schrift mit der jeweiligen Sprache des Volkes, das sie entwickelt hat,
- 2.) der äußere Anstoss (der »Zufall«), der notwendig ist, damit ein gebräuchliches (wenn auch unpraktisch gewordenes) Schriftsystem durch ein besser geeignetes abgelöst werden kann, und
- 3.) der bewußte schöpferische Wille des Menschen.

Das ist eben das »Programm«, das schon im Titel des Vortrags über »die Erfindung« der Schrift liegt.¹⁸ Auch den oben¹⁹ angeführten Stellen kann man deutlich die Betonung der Erfinderabsicht entnehmen.

Punkt 1 wird wohl kaum bestritten werden; seine Hervorhebung ist bei einem Sprachwissenschaftler übrigens naheliegend.

Punkt 2 ist Sache der Historiker bzw. Archäologen; wie wir sehen werden, gibt es verschiedene Modifizierungen dieser These.

Punkt 3 könnte, in dieser Formulierung, als »vom Zeitgeist« inspiriert erscheinen. Ich halte aber die Betonung des »Erfinderswillens« eher für ein Ergebnis der Beschäftigung mit der Alaska-Schrift, die ja tatsächlich eine bewußt gewollte Schriftschöpfung war; ich glaube jedoch, daß man die daraus gewonnenen Erkenntnisse nicht so ohne weiters verallgemeinern bzw. auf die »Ur-Erfindung« der Schrift übertragen darf. Dazu waren die äußeren Umstände zu verschieden. Die Völker des alten Orients lebten in relativ hochentwickelten Kulturgemeinschaften, hatten allerdings nirgends Vorbilder für ihre Schriften. Die Alaska-Eskimos dagegen, auf der Kulturstufe von Sammlern und Jägern lebend, lehnten sich zwar nicht direkt an das Vorbild des lateinischen Alphabets an, aber sie sahen immerhin in den Händen der Missionare Bücher, und wußten demnach ungefähr, was eine »Schrift« zu leisten vermochte. Der Wille zur Erfindung kam vom apostolischen Eifer der Neubekehrten, manche Züge der Gestaltung waren mit dem Zweck gegeben.

Die Formulierung der oben²⁰ aufgezählten Prinzipien, die nach Schmitt der Schriftentwicklung zugrunde liegen, scheint demnach im gewissen Maß von seinem speziellen Forschungsobjekt, der Alaska-Schrift, beeinflußt.

* * *

Wie eine »Geschichte der Schrift« aussieht, die von anderen äußeren Umständen, bzw. vom vorhin zitierten »Zeitgeist« beeinflußt ist, zeigt uns die ungefähr gleichzeitig mit Schmitts Arbeiten entstandene umfangreiche Darstellung von A. *Petrau* über »Schrift und Schriften im Leben der Völker«²¹. Der Stoffumfang ist weiter; er beginnt mit »der geistigen Entwicklung des Kindes«, über »das Schauvermögen«, das »bildentbundene«, das »analytische«, das »synthetische Denken« (um nur einige Punkte herauszugreifen), geht dann über den »Ursinn des Bildes« und die »nordischen Felsbilder« (wer nicht schon beim Untertitel und der Einleitung gestutzt hat, tut es hier) über »magische« und »kultische Zeichen«, über die Ansicht, daß die Quippus der Inka durchaus Möglichkeiten für sinn-

volle Mitteilungen enthalten konnten, daß aber natürlich »eine sprachangelehnte Schrift auch in Form von Knotenschnüren... wenigstens mittelbare Beeinflussung durch nordisches Wesen voraussetzt«...²², über die Schriften der Osterinsel, die Azteken, Chinesen, Japaner, Keilschriften, bis zu den Ausführungen über »die altnordsemitische Schrift«, die »heute von den meisten Forschern als die Ausgangsschrift aller heutigen Schriften angesehen wird... In ihr ist nichts Hieroglyphisch-Bildhaftes mehr: die Zeilen sind rein linear und auch zum Teil runisch«... Es »kündigt sich zum erstenmal ein Zug zur Bequemlichkeit an«... Der Zusammenhang zwischen Inhalt (Bedeutung) und Form der Zeichen... — weil Rasse keine profane, sondern nur »heilige« Schrift kennt — ... ist infolge der rassischen Mischung längst gelöst... Hier sind offenbar wesensfremde Zeichen ihrem Stilcharakter nach einfach vergewaltigt und ohne artliche Ausrucksbeziehung nach Nützlichkeitsgesichtspunkten »zurechtgemacht« worden. Es kann sich hier also auch aus ausdruckskundlichen Gründen um keine selbständige Erfindung gehandelt haben«.²³

Das für den nordischen Autor peinliche Problem, den Ursprung des Alphabets bei einem semitischen Volk suchen zu müssen, löst Petrau mit Hilfe der »Ausdruckskunde«, derzufolge die Erfindung nicht originell sein »kann«. Andere Autoren jener Jahre halfen sich auf andere Weise: Sie nennen als Schöpfer der »konsonantischen Lautzeichen, die die Wurzel der griechischen und damit unserer eigenen Schrift bilden«... vage »die alten Phöniker, ein Händlervolk des Mittelmeers«²⁴. Es sei übrigens »nicht gewiß«, man nimmt es nur »im allgemeinen« an.²⁵

Nach den gegebenen Stichproben braucht man wohl auf die Ausführungen über »die volkspolitische Bedeutung der Schriften« bei Petrau nicht näher eingehen. Doch sei abschließend immerhin bemerkt, daß das 42. Kapitel, »Die Weltgeltung der deutschen Schrift«²⁶, dieses umfangreichen, in Fraktur gedruckten Buches erschien, kurz bevor der »Führer« eben diese »deutsche Schrift« allgemein durch die lateinische Antiqua ersetzen ließ.

Noch eine Arbeit soll hier erwähnt werden: »Die Entstehung unserer Buchstabenschrift« von G. Schattat.²⁷ Sie wurde zwar erst vor wenigen Jahren veröffentlicht, gehört aber auch in diesen Zusammenhang, (was man auch ohne das 1943 verfaßte Vorwort merken würde.) Der Autor argumentiert mit »magischen Buchstaben-

namen«, »vorodinischen Zahlenreihen«, astrologischen und sitten-
geschichtlichen Daten, die ich nicht nachprüfen kann. Zur Charak-
teristik soll nur ein Zitat gebracht werden: Die »allein mögliche«
Auffassung über »den Parallel-Lauf der litauischen Tierkreis-Namen
mit der phönizischen Buchstabenfolge« ist: »Er war zunächst die
Begriffsreihe der Sternbildbedeutungen (Tiere usw.) vorhanden.
Aus den indogermanischen Namen, und zwar aus ihren Anfangsbuch-
staben, wurde dann ein indogermanisches Alphabet gebildet. Die
Semitisierung dieses Alphabets ist die phönizische Schrift«²⁸.

Die Arbeit ist zweifellos aufschlußreich, wenn auch nicht gerade
für die Geschichte der Entstehung unserer Buchstabenschrift.

* * *

Nach dem zweiten Weltkrieg erschienen eine Reihe zusammen-
fassender Darstellungen über unser Thema. Keine von ihnen bringt
so »originelle« Ideen, wie die im vorigen Abschnitt genannten Werke;
dafür sind sie zuverlässiger. Wir können auf die einzelnen nicht
näher eingehen und nennen nur einige Titel. Da ist zunächst die
englische Übersetzung des schon vor dem Krieg in italienischer
Sprache²⁹ erschienenen Buches von *Diringer* über das Alphabet —
ein Schlüssel zur Geschichte der Menschheit³⁰, mit einem Geleitwort
von dem berühmten Archäologen Sir Ellis *Minns*. Auch die Neuauf-
lage der »Schrift« von *Jensen* wäre hier zu nennen.³¹ James G.
Février legt eine »Histoire de l'Écriture« vor,³² die von primitiven
Kerbhölzern bis zu Morsealphabet und Stenographie so ziemlich alles
umfaßt, was irgendwie als »Schrift« angesehen werden kann. Nicht
an Materialreichtum, aber an der Weite des Themas wird er noch
übertroffen von Lancelot *Hogben*³³, dessen popularisierende Dar-
stellung auch die illustrierte Sensationspresse und die Photographie
als »visuelle Mitteilungen« mit einbezieht. Seriös ist dagegen wieder
G. R. *Driver's* »Semitic Writing«³⁴, ebenso die kurze »Storia della
scrittura« von Pietro *d'Angelo*³⁵ und die »History of Writing« von
A. C. *Moorhouse*³⁶. Aus der Sowjetunion liegt mir eine »Geschichte
der Schrift und des Buches« von G. J. *Kacpržak* vor³⁷, die sich aller-
dings, wie der Titel schon andeutet, nur sehr kurz und cursorisch
mit der Entstehung des Alphabets und weit ausführlicher mit der
Geschichte des Buchdruckes (besonders in Rußland) befaßt.

Über ein Spezialthema wäre noch zu nennen die »Entzifferung verschollener Schriften und Sprachen« von J. Friedrich³⁸ und das schon genannte Buch von Doblhofer³⁹.

In Einzelfragen werden wir auf die genannten Werke noch zurückkommen.

* * *

Eine eingehende Auseinandersetzung und Würdigung erfordert m. E. nur die Arbeit von I. J. Gelb⁴⁰: »Von der Keilschrift zum Alphabet. Grundlagen einer Schriftwissenschaft.«⁴¹ Der Titel der deutschen Ausgabe ist ein Zugeständnis an den Geschäftssinn des Verlegers. Der ursprüngliche englische Titel⁴² gibt das Anliegen des Verfassers viel besser wieder: Gelb will keine »Geschichte des Alphabets« bieten, sondern »die Grundlage zu einer neuen Wissenschaft von der Schrift«, die er »Grammatologie« nennen möchte; er versucht, »durch die Methode der vergleichenden Typologie allgemeine Prinzipien in dem Gebrauch und in der Entwicklung der Schrift festzustellen.«⁴³ Das klingt nur zunächst so trocken und theoretisch farblos. Daß das Studium von Gelbs Arbeit höchst anregend ist, ergibt sich schon aus einer Bemerkung im Vorwort, wo der Autor es für »möglich« hält, daß manches an seinem Versuch »den Philologen, die in den geheiligten Traditionen ihres engen Spezialgebietes zu sehr befangen sind, um eine umfassende Sicht und daraus gezogene Schlußfolgerungen anzuerkennen, ketzerisch erscheinen wird.«⁴⁴

Vorweg sei gesagt, daß der (von Gelb selbst gebrauchte) Ausdruck »ketzerisch« keineswegs so verstanden werden darf, als handle sich hier um die Arbeit eines outsiders — wenn man ihm auch nicht in allen Gedankengängen folgen können (oder wollen). Gelb steht turmhoch über den im zweiten Abschnitt erwähnten Autoren, wie Petrau u.s.w., und ich bedaure es sehr, daß ich auf seine Ausführungen nur insoweit eingehen kann, als sie (unmittelbar oder wenigstens mittelbar) für die Entstehungsgeschichte der slawischen Alphabete aufschlußreich sind.

Von den Ansichten der Fachgenossen, die Gelb so munter als »befangen« bezeichnet, unterscheidet sich seine Interpretation in mehreren Punkten, von denen wir nur die Zuweisung des sogenannten »semitischen Alphabets« zu dem Silbentyp näher betrachten

werden. Doch seien zunächst einige Zitate zur Kennzeichnung der Arbeits- und Denkweise des Autors gebracht.

»Schrift, im weitesten Sinn verstanden, kann nicht in allen Stadien mit Sprache identifiziert werden, und jemand, der sich mit Schrift beschäftigt, braucht nicht notwendigerweise ein Linguist zu sein. Der ungeheure Unterschied zwischen der semasiographischen Stufe der Schrift . . . und der phonographischen . . . muß hier wegen der sich ständig widersprechenden Ansichten über die Definition der Schrift nachdrücklich betont werden. Die Linguisten, die die Schrift als ein Mittel betrachten, um die Sprache durch sichtbare Zeichen darzustellen . . . zeigen geringe Kenntnis der historischen Entwicklung . . . Andererseits begreifen die Philologen in ihrem Glauben, daß die Schrift sogar nach der Phonetisierung dazu benützt wurde, um sowohl Ideen wie Laute wiederzugeben, nicht, daß — als man einen Weg fand, um bestimmte Formen der Sprache in geschriebenen Zeichen auszudrücken — die Schrift ihren unabhängigen Charakter verlor und hauptsächlich ein geschriebenes Substitut für dessen gesprochenes Gegenstück wurde.«⁴⁵

Die verschiedenen Definitionen von »Schrift« sind daher nicht befriedigend, weil in ihnen »nicht dem Umstand Rechnung getragen wird, daß beide Entwicklungsstufen ein identisches Ziel haben: die menschliche Kommunikation durch konventionell gebrauchte sichtbare Zeichen.«⁴⁶ In das Stadium der »primitiven Semasiographie« können wir uns nur schwer hineindenken, weil vom modernen Menschen Schrift allgemein als geschriebene Sprache aufgefasst wird. Die Beobachtung der Schriftentwicklung heute noch lebender primitiver Völker, von denen die Systeme der Eskimos in Alaska, der Bamum in Afrika und der Cherokee-Indianer die interessantesten sind — kann da weiter helfen. Auch die Kinderpsychologie liefert sehr fruchtbare Erkenntnisse, z. B. die Neigung zu konkreten Spezifizierungen.

»Weder die Epigraphik noch die Paläographie sind umfassende wissenschaftliche Disziplinen. In keinem der beiden Gebiete ist ein Thema von einem umfassenden theoretischen Gesichtspunkte aus wissenschaftlich behandelt worden.« Zu den wirklich seriösen wissenschaftlichen Arbeiten kann man nur »engbegrenzte Gebiete aus der semitischen Epigraphik, der arabischen Paläographie, der griechischen und lateinischen Epigraphik oder Paläographie, der chinesischen Paläographie, der Papyrologie u.s.w.« rechnen, »die alle auf

bestimmte Zeiten und geographische Einheiten beschränkt sind,⁴⁷ und ihrerseits Teilgebiete anderer Wissenschaften (klassische Philologie, Sinologie, Ägyptologie usf.) bilden.

Gelb möchte nun nicht die Behandlung der Fragen: Was? Wann? und Wo?, sondern die viel wichtigeren Wie? und Warum? zur theoretischen Grundlage seiner neuen Wissenschaft von der Schrift, der »Grammatologie« machen, die aus allen genannten Einzeldisziplinen herausgehoben werden und ein geschlossenes Ganzes bilden soll. In der Fragestellung trifft er sich dabei mit A. Schmitt, dessen Arbeiten er nicht nur im Literaturverzeichnis nennt, sondern (wie man aus dem Kontext sehen kann) auch kennt und schätzt; in der Beantwortung geht er teilweise andere Wege.

Die Grenzen des Betrachtungsraumes sind bei Gelb etwas weiter gezogen als bei Schmitt, Driver, d'Angelo und Moorhouse,⁴⁵ die auf die ersten Anfänge bildlicher Mittelungsformen so gut wie überhaupt nicht eingehen; Er erwähnt wie Diringer, Février (und Hogben), auch Beispiele nicht-graphischer Nachrichtenübermittlung, z. B. die »Gegenstandsbriefe«, d. i. die Übersendung von Geschenken mit symbolischer Bedeutung, für die der Bericht Herodots von der Botschaft der Skythen an Dareios ein gern zitiertes klassisches Beispiel ist.⁴⁶ Ein eigenes Kapitel ist den »Vorstufen der Schrift« gewidmet. Sie scheinen ihn hauptsächlich der Begriffsbestimmung wegen zu interessieren. Die identifizierend-mnemonicen Mittel wie Haus- und Besitzmarken, heraldische Symbole, Töpferzeichen, auch die eingebrannten Kennzeichen des Viehs... sind natürlich »noch keine richtige Schrift, nicht einmal, wenn (das Zeichen) an Stelle eines Personennamens tritt und gewohnheitsmässig mit einer bestimmten Person in Zusammenhang gebracht wird.«⁴⁷ Doch sind sie immerhin ein wichtiger Schritt in der Entwicklung zur Schrift. Allerdings ist Gelb z. B. in Bezug auf die beim Warenverkehr in Mesopotamien üblichen Siegelabdrücken auf Tontafeln »keineswegs der Ansicht«, daß die Sumerer durch den Gebrauch des Siegelzylinders auf den Gedanken kamen, eine Schrift zu erfinden... Es scheint, daß die Zweckbestimmung eines Siegels und die einer Schrift und die Formen, mit denen diese Zwecke erreicht werden, im ganzen Verlauf ihrer Geschichte so verschiedenen sind, daß man nur sehr schwer sehen kann, wie die Anwendung von Siegeln jemals das Aufkommen einer Schrift veranlaßt haben sollte. Ziel des Siegels als Zeichen des Eigentümers ist nicht nur ein nützlicher, sondern

auch ein magischer Zweck, nämlich die Identifizierung des Besitzers; der Wert und Nutzen einer Schrift liegt in der Herstellung einer Kommunikation.«⁴⁸

Um die Abrechnungen in ihrem relativ entwickelten Wirtschaftssystem ordentlich durchführen zu können, mußten die Sumerer Personennamen genau angeben, und entwickelten also ein phonographisches System, das schon um 3100 v. Chr. nachgewiesen werden kann. »Diese Phonetisierung markiert den wichtigsten Fortschritt in der Schriftgeschichte.«⁴⁹

Obgleich sowohl bei den Azteken, wie bei den Mayas Anfänge von Phonetisierung beobachtet werden können, erreichen sie auch nicht annähernd einen den Sumerern vergleichbaren Zustand.⁵⁰ Gelb reiht deshalb die Maya- und Aztekenschrift unter »Vorstufen« ein.⁵¹ »Es stimmt nicht, daß die indianischen Kulturen durch die spanische Eroberung »im Keim zerstört« wurden, wie manche Gelehrte behaupten, die meinen, daß die indianischen Schriftsysteme auf dem besten Wege gewesen wären, sich zu vollentwickelten Schriften auszubilden. Man hat viele . . . zerstörte Städte gefunden, die beweisen, daß die Kultur der Maya sich auf absteigendem Wege befand. Weiter bedarf es einer nur oberflächlichen Kenntnis der Inschriften von Azteken und Maya, um zu erkennen, daß sie niemals imstande gewesen wären, ohne fremden Einfluss eine richtige Schrift zu entwickeln. Die Kennzeichen ihrer geschriebenen Formen, die über siebenhundert Jahre lang die gleichen blieben, die grotesken Variationen von Köpfen mit ihren charakteristischen üppigen und unnötigen Details — vom Standpunkt der Ökonomie aus gesehen ein Kardinalfehler — sind Hinweise auf eine absteigende, fast barock dekadente Entwicklung.«⁵² Das allgemeine Fehlen einer systematischen Phonetisierung der Schrift ist einer der Hauptgründe, die alle indianischen Systeme von denen der Alten Welt trennen. »Kein eingeborenes Volk in Amerika besaß eine vollständige Schrift.«⁵³

In Vorderasien verbreitete sich das Prinzip der Phonetisierung, einmal gefunden, schnell. Wahrscheinlich durch sumerische Anregung entstand etwa um 3000 v. Chr. ein phonetisches Schriftsystem in Ägypten. Nach kurzer Übergangszeit mit Zwischenformen entwickelte sich das System einer Wortsilbenschrift, »das im wesentlichen bis an das Ende der ägyptischen Schriftgeschichte unverändert bleibt.«⁵⁴

Gelb besteht nachdrücklich darauf, daß es sich um eine Silbenschrift handelt. Er stimmt zwar mit den Ägyptologen vollständig darin überein, daß die nicht-semantischen Zeichen Konsonanten, aber keine Unterschiede der Vokale angeben. Vom praktischen Standpunkt aus scheint kein Unterschied zu bestehen, wenn wir annehmen, daß die Schrift silbisch in dem Sinn ist, daß sie die Konsonanten richtig angibt und die Vokale nicht bezeichnet. Vom schrifttheoretischen Standpunkt aus ist allerdings der Unterschied sehr groß. Die ägyptische phonetische, nicht-semantische Schrift kann nicht konsonantisch gewesen sein, weil die Entwicklung von einer logographischen zu einer konsonantischen Schrift — wie sie allgemein von Ägyptologen angenommen wird — in der Geschichte der Schrift unbekannt und undenkbar ist. Die einzige bekannte und in Dutzenden von Beispielen zu belegende Entwicklungsform ist die von der logographischen Schrift zur Silbenschrift.⁵⁵

Zahlreiche archäologische Funde der letzten Jahrzehnte haben unser Wissen von der Geschichte der semitischen Schriften allgemein bereichert, doch ist das Material so vielfältig, daß ich darauf verzichten muß, näher darauf einzugehen. Über den Ursprung der semitischen Schrift, eine der »auf dem Gebiet der Orientalistik meist diskutierten Fragen . . . wäre es ohneweiteres möglich, ein ganzes Buch« zu füllen.⁵⁶ Die meisten Anhänger hat die Theorie der Herkunft aus dem Ägyptischen gefunden; wobei man in fast allen Fällen ausschließlich von formalen Vergleichen ausging. Vor ungefähr zwanzig Jahren begann aber eine Gruppe Gelehrter, die Ursprünge unter ganz anderen Gesichtspunkten zu erforschen. Leitgedanke dabei war, »daß zu einer Erkenntnis der verschiedenen Schriftsysteme die formalen Vergleiche weniger wichtig seien, als die der inneren charakteristischen Struktur.«⁵⁷

Die Gelehrten der alten Schule konnten aber zu keiner Einigung kommen. »Seit vielen Jahren beobachte ich, daß dort, wo es eine Diskussion über die Entstehungsgeschichte einer Schrift mit Dutzenden von verschiedenen Meinungen über die formale Ableitung eines bestimmten Systems gibt, die Grundvoraussetzung, die Basis für die Forschungsmethode, anfechtbar erscheint. Entweder muß die Diskussion begrenzt werden, wenn die Ableitung einfach und allgemein anerkannt ist — wie im Falle der Ableitung der griechischen Schrift aus einer Form des Semitischen — oder die Häufung der verschiedenen Ansichten macht klar, daß- wie bei den germanischen Runen

-keine korrekte Interpretation einer formalen Ableitung besteht. Daraus zog ich die Folgerung, daß wenn keine Übereinstimmung betreffs der formalen Ableitung eines Systems besteht, die Zeichen folglich nicht von ausserhalb entliehen, sondern wahrscheinlich frei erfunden sein müssen.«⁵⁸

Nach einigen weiteren Überlegungen hält es Gelb nicht für nötig, »die Möglichkeit, daß die Formen der semitischen Schrift aus einem anderen System übernommen sein könnten, zu diskutieren. Die formalen Ähnlichkeiten zwischen der semitischen und anderen Schriften, die von verschiedenen Gelehrten herausgefunden wurden, können nur zufällig sein.« In einer Tabelle »werden die Zeichen der semitischen Schrift formal mit den Zeichen von sieben verschiedenen anderen Systemen verglichen; diese Systeme wurden wahllos unter denjenigen, die vermutlich frei erfundene Zeichen gebrauchten, ausgewählt. Dabei zeigt sich, wie trügerisch Ergebnisse sein können, die durch unkritisches Vergleichen der Formen von Zeichen erreicht werden. Bei keinem dieser acht Systeme kann eine gemeinsame Herkunft bewiesen werden, aber trotzdem enthalten sie alle einige Zeichen, die entweder völlig identisch sind oder große Ähnlichkeit miteinander zeigen.«⁵⁹

Der Autor will diese Beobachtungen noch durch ein Beispiel »aus einer Schrift vervollständigen, die ein Schulkind erfand, um sich geheim verständigen zu können. Die Formen der geometrischen Zeichen ähneln in manchen Fällen schlagend denjenigen der semitischen Schrift und doch würde niemand zu sagen wagen, daß dieses Kind irgendeine Kenntnis der semitischen Epigraphik hatte. Ähnliche Schlüsse können aus einem Experiment gezogen werden, von dem ein holländischer Gelehrter, Johannes de Groot, berichtet. Ein neun Jahr altes Mädchen, das aufgefordert wurde, ein neues Alphabet zu erfinden, schuf sechsundzwanzig Zeichen, von denen sieben exakt mit denen der phönikischen Schrift übereinstimmten, während andere den sinaitischen, kretischen und cyprischen Formen ähnelten.«⁶⁰

Es scheint an der Zeit, dem Leser, der vermutlich kein allzugroßes Interesse für Semistik hat, zu erklären, warum er hier seitenweise Zitate aus Gelbs Versuch einer »Grammatologie« vorgesetzt bekommt.

Ganz ähnliche Gedankengänge, u. zw.: daß bei einer größeren Zahl einander widersprechender Lösungsversuche für ein Problem

die Fragestellung verfehlt ist, und daß die Ähnlichkeit in graphischen Formen so weitgehend dem Zufall unterworfen ist, daß sie nichts für die Ableitung einer Schrift aus einer anderen beweisen kann, — diese Gedanken verfolge ich selbst auch schon seit einiger Zeit, und zwar im Zusammenhang mit der Glagolica, und ich habe sie gelegentlich auch geäußert.⁶¹

Ich halte die Versuche, die Glagolica aus einem bestehenden Alphabet abzuleiten, sei es das griechische, lateinische, o. ä.⁶² für nachgerade aussichts- und zwecklos, und ich kann als kleinen Beitrag für das Bouquet der bestehenden Möglichkeiten die Konstatierung einer weiteren Ähnlichkeit beisteuern: Ohne große Mühe kann man nämlich die Vorbilder für acht glagolitische Buchstaben, nämlich **и, ѣ, љ, њ, њ, њ, њ, њ** seitenverkehrt, in der neuestens hochaktuellen kretisch-minoischen Schrift »Linear A« wiedererkennen.⁶³ Natürlich wird kaum jemand allen Ernstes auf die Idee verfallen, die glagolitischen Buchstaben mit den Silben von Linear A in Zusammenhang zu bringen (obwohl es noch nicht gar so lange her ist, daß renommierte Slavisten auf der Suche nach den Vorbildern zu einzelnen Buchstaben bis nach Äthiopien gegangen sind!). — Es sollte nur eine kleine Illustration für die Wahrscheinlichkeit derartiger Hypothesen sein. Es hat mich nun natürlich gefreut, für meine Ideen in der (mir früher unbekannt) Arbeit einer Autorität wie Gelb eine Stütze zu finden.

Darüber hinaus glaube ich aber, daß die Erkenntnisse, die unser Autor in jahrzehntelanger Beschäftigung mit den Prinzipien einer Schriftgeschichte gewonnen hat, auch für andere mit der Glagolica-Forschung zusammenhängenden Fragen von grundsätzlicher Bedeutung sind. Dazu muß noch bemerkt werden, daß ich hier für unsere Zwecke nur jene Entwicklungslinien herausgreife, die auf das slavische, zunächst also auf das griechische Alphabet hinführen, und die zahlreichen anderen Schrift- (meist Silbenschrift-) Systeme, aus denen Gelb die Grundzüge seiner »vergleichenden Typologie« und der »allgemeinen Prinzipien« der Schriftentwicklung erarbeitet hat, weglasse. Manches, was in meiner kurz referierenden Darstellung von Gelbs Theorien als voreilige Generalisierung eines Einzelfalls erscheinen mag, dürfte also in Wirklichkeit auf einer wesentlich solideren Basis beruhen.⁶⁴

Gelb hält also, wie wir oben⁶⁵ gesehen haben, wenig von Operationen mit den äußeren Erscheinungsformen einer Schrift, und

stützt sich hauptsächlich auf »Beweise der inneren Struktur.«⁶⁶ Die innere Struktur der semitischen Schrift ist nach ihm silbisch. Die Beweise, die dafür er u. a. in Auseinandersetzung mit Sethe⁶⁷ anführt, und die fast ein Fünftel seines Buches anfüllen,⁶⁸ kann ich hier übergangen und mich auf das Resultat beschränken: Die semitischen Schriftzeichen standen im Prinzip für Silben, von denen allerdings der Vokal nicht näher definiert war (so daß man die semitische Schrift als eine rein konsonantische Schrift aufgefaßt hat) — analog zum ägyptischen Verfahren, die Konsonanten zu kennzeichnen und die Vokale stillschweigend als darunter mitgeschrieben zu verstehen.⁶⁹

»Das wichtigste Charakteristikum der griechischen im Gegensatz zur semitischen Schrift (ist) das voll entwickelte Vokalsystem«⁷⁰. Die allgemein anerkannte Abteilung der griechischen individuellen Vokalwerte aus den entsprechenden semitischen Zeichen »ist nicht falsch«. Die Griechen erfanden jedoch kein neues Vokalsystem. Die Größe der griechischen Neuerung liegt nicht in der Erfindung einer neuen Methode, die Vokale anzugeben, sondern in ihrer systematischen Anwendung. Denn schon die semitischen und andere Schriften des Vorderen Orients hatten im Laufe der Zeit diese Methode der Vokalangabe zwar sporadisch, aber in einem solchen Grade entwickelt, daß auch sie auf dem Wege zu einem vollständigen Vokalsystem und also zu einem Alphabet waren.

Wenn ich richtig verstanden habe, so stellt sich also das Problem so: Sind die mit semitischen Schriftzeichen geschriebenen Silben (und die ägyptischen Zeichen in einsilbigen Wörtern), bei denen man ja nur den Lautwert von Konsonanten sicher entnehmen kann, zu verstehen als Konsonant (plus beliebigem, durch die Schrift wohl vorausgesetztem, aber nicht näher definiertem Vokal), oder als Silbe (bei der geg. Falls der Vokal wegfällt)?

Für das Lesen semitischer Texte dürfte es auf das Gleiche hinauskommen. Es scheint mir eine Prinzipienfrage zu sein, an der dem Autor besonders viel liegt. Gegen die herkömmliche Auffassung bestreitet er die Gültigkeit des Satzes, daß »in den semitischen Sprachen die Vokale weniger wichtig sind als in den indogermanischen« oder »daß die Vokale im Griechischen eine größere Rolle spielen als im Semitischen...«⁷¹, und deshalb hätten die Griechen bei der Ausbildung des Alphabetes aus den Silbenformen K (\pm V)

nicht eine noch nicht vorhandene Vokalschreibung »erfinden«, sondern nur die latent vorhandene systematisch aktivieren müssen.

Weshalb betont er das so hartnäckig? — Es geht um »das Prinzip der Entwicklung in einheitlicher Zielrichtung«. ⁷² »Eine Schrift, die die letzte Stufe ihrer Entwicklung erreicht hat — welcher Art auch immer ihre Vorläufer gewesen sein mögen — (muß) durch die Stufen der Logographie und der Silbenschrift bis zum Alphabet hindurchgegangen sein, und zwar in dieser und keiner anderen Reihenfolge. Deshalb kann keine Schrift auf einer silbischen oder alphabetischen Stufe beginnen, wenn sie diese Stufe nicht direkt oder indirekt von einem System übernimmt, das die vorhergehenden Stufen durchlaufen hat. Ein Schriftsystem kann natürlich auf einer Stufe stehenbleiben, ohne sich weiter zu entwickeln. So blieben eine ganze Zahl von Schriften auf der logographischen oder silbischen Entwicklungsstufe. Das Sprichwort »natura non facit saltus« kann für die Schriftgeschichte in dem Sinn angewandt werden, daß keine Entwicklungsstufe übersprungen werden kann.« ⁷³

Das ist nun eine teleologische Auffassung, und als solche eine Frage weniger der Empirie als der Weltanschauung. Gelb bekennt sich ganz offen zu ihr: »Für jeden, der — wie ich selbst — unter der Voraussetzung erzogen worden ist, daß das Leben von festen Regeln und Prinzipien beherrscht wird, wenn sie auch in der Praxis allerlei Unregelmäßigkeiten ausgesetzt sind«... ist die Behauptung, daß eine Schrift »einen völlig unsystematischen Charakter« besitzen könne, einfach unerträglich. ⁷⁴ Er nimmt sich allerdings die Mühe, das »nicht nur im allgemeinen« abzulehnen, sondern auch im jeweils betreffenden Fall durch Vergleich mit anderen Systemen nachzuweisen, daß diese Behauptung nicht zutrifft. ⁷⁵

Die Entwicklung jeder Schrift verläuft demnach nach festen allgemeinen Gesetzen. Manche davon werden erst noch zu finden, manche genauer auszuarbeiten sein, einige haben wir jetzt kennen gelernt.

Wenn man nun das »Prinzip der Entwicklung in einheitlicher Zielrichtung« nicht grundsätzlich als Präjudizierung von Forschungswegen und verfrühte Interpretation erst empirisch zu suchender Fakten ablehnen will, sondern es als Hilfe und Leitlinie der Untersuchungen anerkennt, dann muß man auch die einzelnen konkreten Gesetze, die Gelb ausgearbeitet hat, anerkennen.

* * *

Wir werden gleich versuchen, diese Gesetze auf eine slavistische Frage anzuwenden, nämlich auf das Problem der »russischen Schrift«, die in den auf uns gekommenen Versionen der Konstantins-Vita erwähnt wird.⁷⁶

Diese oft angezweifelte Stelle wird nun in letzter Zeit von einigen sowjetischen Forschern wieder ganz wörtlich interpretiert:⁷⁷ Konstantin habe in Cherson tatsächlich Bücher mit »russischen Schriftzeichen« gesehen. Leider ist außer dieser Bemerkung in der Vita Constantini kein anderes Quellenzeugnis auf uns gekommen, nichts, was die Existenz eines altrussischen Schrifttums im IX. Jahrhundert bezeugen könnte.

Die Archäologie springt nun in die Bresche: Im südlichen Rußland, im Schwarzmeergebiet, fanden sich auf Steinen, auf Ton-, Knochen- und Metallgeräten eingeritzte bzw. gebrannte Zeichen, mit denen sich die Wissenschaft schon im vergangenen Jahrhundert gelegentlich beschäftigt hat, die aber bis heute nicht gedeutet sind. Ja, der Ausdruck »zagadočnye znaki« wurde nachgerade zum allgemein anerkannten Terminus für sie, so, als ob man sich mit ihrer Rätselhaftigkeit abgefunden habe. Wir wollen ihn in einer durch die Verkürzung nicht ganz exakten Übersetzung, die wir aber der leichteren Manipulierbarkeit halber in Kauf nehmen und einer genaueren und umständlichen Ausdrucksweise vorziehen, übernehmen und sie »Rätselzeichen« nennen.

Die Geschichte ihrer Erforschung wird kurz resümiert von A. N. Konstantinov,⁷⁸ der sich dann energisch des Problems annimmt: Die Methode, mit der die Rätselzeichen in letzter Zeit in der Filiale Krim der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gesammelt und untersucht wurden, findet nicht Konstantinovs Billigung. Die »Klassifikation der Zeichnungen ist... zufällig und erleichtert ihre Entzifferung keineswegs. Ihre Aufteilung in Familien-, Handwerks-Tierbilder- usw. Zeichen und in solche, die zusammen mit griechischen Texten vorkommen, ist formalistisch. Sie ist von der Geschichte der Völker und ihrer materiellen und geistigen Kultur losgelöst.«⁷⁹ Man hätte auf ihre territoriale Herkunft, auf die möglichen wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen... der dort siedelnden Völkerschaften, auf die Ähnlichkeit der Rätselzeichen mit diesem oder jenem Alphabet größeres Gewicht legen sollen... »Es ist eine Aufgabe von erstrangiger Bedeutung festzustellen, welchem Alphabet die Rätselzeichen am ähnlichsten sind.«⁸⁰

Konstantinov hat sich dieser Aufgabe angenommen und festgestellt, daß sämtliche Buchstaben der Glagolica ihre Entsprechung in den Rätselzeichen finden, und daß die Ähnlichkeit zwischen den beiden Gruppen gerade bei den Funden in der Gegend von Cherson am größten ist, »gerade dort... wo die Konstantinsvita davon spricht, daß Kyrill ein Evangelium und einen Psalter mit 'russischen' Buchstaben gefunden habe«. ⁸¹

Der Autor bringt eine Tabelle, in der Glagolica (nach dem Cod. Zographensis) und Rätselzeichen (mit Beispielen aus dem 1.—14. nachchristl. Jahrhundert) einander gegenübergestellt sind, bespricht noch einige Funde von Bleisiegeln und kommt zu dem Schluß: »Im 10.—11. Jahrhundert setzen die Rätselzeichen ihre Existenz in der (neuen) Eigenschaft als Buchstaben in den slavischen Handschriften fort. — Vor der sowjetischen Wissenschaft stehen zwei ernste Aufgaben: die rätselhaften Schwarzmeerinschriften zu entziffern und die ältere Geschichte der Zeichen aufzuhellen. Man braucht weitgehende Information, Austausch der Erfahrungen beim Sammeln und Entziffern der Rätselzeichen. Zu diesem Zweck wurde auch der vorliegende Aufsatz geschrieben.« ⁸²

Die »weitgehende Information« vermisste ich schmerzlich. Konstantinov spricht zuletzt von »Inschriften«, sonst wie die andern angeführten Autoren von »Zeichen«. Das ist aber zweierlei. Allem Anschein nach handelt es sich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle um vereinzelt stehende Zeichen. Es soll aber auch »Inschriften von mehreren Zeilen (geben), in denen sich die Zeichen wiederholen, was beweist, daß es sich tatsächlich um eine Schrift handelt«. ... Das beweist weiter, »daß im nördlichen Schwarzmeergebiet schon ein Jahrtausend vor der Christianisierung der Slaven neben dem griechischen irgend ein anderes altes graphisches System bestand, aus dem die Glagolica entstanden ist«. ⁸³

Die Vermittlung der »Erfahrungen beim Sammeln« vermisste ich auch sehr. Konstantinov führt das Nebeneinander von mehreren Varianten für den Buchstaben **Ѣ** (iže) auf den ursprünglichen »Polymorphismus« zurück, d. h. auf die große Zahl der Rätselzeichen, die erst im Lauf der Zeit »mengenmäßig reduziert« und »formal vereinfacht« wurden. ⁸⁴

Das heißt, daß die Anzahl der Rätselzeichen die der 40 Buchstaben des glagolitischen Alphabets beträchtlich übersteigt. Leider finde ich nirgends Anhaltspunkte für eine auch nur annähernde

Schätzung; es können hundert, es können tausend verschiedene Formen gefunden worden sein.

Wenn die Buchstaben der Glagolica den ursprünglichen Rätselzeichen gegenüber »formal vereinfacht« erscheinen, so müssen diese ja einigermassen kompliziert gewesen sein! Leider habe ich keine Tabelle des durchschnittlichen, womöglich nach Häufigkeit geordneten Formenbestandes der Zeichen, sondern nur die Auswahlliste, mit der Konstantinov die Übereinstimmung der beiden Zeichengruppen darlegt.⁸⁵ Die Rätselzeichen sind darin chronologisch geordnet, in Gruppen die das 1.—4., das 5.—9., das 10.—14. und das 11.—12. Jahrhundert erfassen, und einige undatierte, möglicherweise vorchristliche.

Daß die Erforschung der Vorgeschichte der Glagolica eine so »ernste« (und schwierige?) Aufgabe ist, wie Konstantinov betont, läßt den Gedanken aufkommen, daß die von ihm publizierte Auswahlliste gar nicht repräsentativ für den Zeichenbestand ist, daß die Rätselzeichen, die mit der Glagolica übereinstimmen, vielleicht sehr in der Minderheit sind. Wie gesagt, die vorläufig noch ausstehende weitgehende Information über den Stand der Sammlungen dürfte von allen, die sich für die Rätselzeichen interessieren, sehr vermißt werden. Falls man graphische Ähnlichkeiten für beweiskräftig und die Ableitung der Glagolica aus den Schwarzmeerinschriften für wahrscheinlich halten sollte, könnte man vielleicht zunächst Auswahllisten wie die vorliegende interessant finden. Da ich auf die Beweiskraft isolierter Figuren nicht bauen möchte⁸⁶ (und obwohl ich lieber den Stellen der Viten traue, wo Konstantin ausdrücklich als Erfinder der slavischen Schrift genannt und gepriesen wird) bleibt mir noch die Möglichkeit, die Schwarzmeerzeichen als »altes graphisches System« für sich zu betrachten.

Über den »Austausch der Erfahrungen beim Entziffern« kann Konstantinov nichts sagen, weil ja bisher keine der Rätselinschriften entziffert ist. Doch kann vielleicht ich zu diesem dritten Punkt einiges beisteuern, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, so doch aus der Erfahrung bewährter Schriftentzifferer, deren Arbeiten ich oben besprochen habe.

Dabei gehe ich von Konstantinovs Ansicht aus, daß die Rätselzeichen ihre Existenz »in der (neuen) Eigenschaft als Buchstaben fortsetzen.«⁸⁷ Nach allem, was wir bei Schmitt und Gelb und weniger systematisch formuliert auch bei Moorhouse und Diringer u. a. gele-

sen haben, wäre das ein in der Geschichte des Schreibens einzig dastehender Sprung, solange nicht erwiesen ist, daß die Rätselzeichen selbst schon ein Lautschriftsystem bilden. »Irgend« ein graphisches System, z. B. die Zeichen der Osterinsel⁸⁸, kann nicht so ohneweiters zum Alphabet werden. Auch wenn man nicht bedingungslos dem »Prinzip der Entwicklung in einheitlicher Zielrichtung« huldigen sollte⁸⁹, wird man die große Zahl der Fälle berücksichtigen müssen, in denen sich in allen ihren Stadien erschlossene Schriften eben so verhalten, wie es die Grundzüge der Grammatologie angeben — zumal in keinem der untersuchten Fälle eine dem widersprechende Entwicklung beobachtet werden konnte.

Die Glagolica ist ein Alphabet. Wenn die Rätselzeichen die Vorstufe der Glagolica gewesen sein sollen, müssen sie entweder auch ein Alphabet sein — dazu ist aber nach den obigen Angaben ihre Zahl zu groß⁹⁰ — oder eine Silbenschrift. Die uns bekannten Silbenschriften bestehen, je nach dem Bau der betreffenden Sprache, aus durchschnittlich 22—130 Zeichen⁹¹. Die Kretischen Linear-Schriften haben 80—90 verschiedene Zeichen; da Linear B als Silbenschrift einer indogermanischen Sprache gelesen wurde, könnte man eine ungefähr gleichgroße Zahl von Zeichen bei den Schwarzmeer-Rätselinschriften erwarten — wenn man als dessen Träger ebenfalls ein indogermanisches Volk voraussetzt, was ja naheliegt.

Wenn aber die Zahl der identifizierbaren Rätselzeichen die genannten Ziffern wesentlich übersteigen sollte, dann wird man daran zweifeln dürfen, daß es sich hier überhaupt um eine Lautschrift handelt.

Die Frage wird noch kompliziert dadurch, daß wir die Sprache der Inschriften nicht näher feststellen können. Über Entzifferungen mit Hilfe von soziologischen Kriterien, mit der Feststellung des Standes der materiellen Kultur liegen mir keine Berichte vor. Der Grundsatz, nach dem der jüngste erfolgreiche Entzifferer, M. Ventris, vorgegangen ist, lautet: »Bei dem Versuch, Dokumente in unbekannter Sprache und unbekannter Schrift zu entziffern, besteht der Erste Schritt in der Feststellung der Tatsachen, die sich bei der Betrachtung der verfügbaren Dokumente von selbst ergeben. Der zweite besteht darin, daß man durch sorgfältige Analyse und logisches Deduzieren herausfindet, welche Schlüsse sich aus diesen grundlegenden Tatsachen ziehen lassen.«⁹²

Auch dieses Verfahren postuliert aber optimistisch die Voraussetzung, daß das Untersuchungsobjekt überhaupt *Schrift in Sprache* ist (und nicht vielleicht Schrift in — sprachlich indifferenten — Bildern). Solange wir über diese schwankenden Hypothesen hinaus keine festeren Anhaltspunkte haben, scheint mir das von Konstantinov⁹³ kritisierte Verfahren, die Zeichen zunächst typenmäßig zu ordnen, wie es von der Krim-Sektion der Akad. d. Wiss. der UdSSSR praktiziert wird, zunächst der einzig gangbare Weg.

* * *

Aus der Nachbarschaft der Rätselzeichen zu Denkmälern mit griechischen Inschriften kann man mit einem so weitgehenden Einfluß des griechischen Alphabets rechnen, daß eine Vorbildwirkung und daraus folgende beschleunigte Entwicklung des hypothetischen »graphischen Systems« nicht völlig ausgeschlossen ist. Das Wahrscheinlichere ist aber, daß es sich bei den Rätselzeichen nur um »Kenn« zeichen, Siegel und Besitzmarken handelt, die Gelb unter die »Vorstufen der Schrift« einreihet⁹⁴ und die nie den »Entscheidenden Schritt zur Phonetisierung« durchmachten.

Wenn es unseren russischen Kollegen gelingen sollte, die Phonetisierung und die weiteren Entwicklungsstufen bis zum Alphabet nachzuweisen, so wäre das eine Leistung, die man jener von Ventris zumindest gleichsetzen müßte. Es sollte mich freuen, wenn ich in diesem Aufsatz durch »Vermittlung der Erfahrungen beim Entziffern« ein klein wenig dazu beigetragen habe, oder durch einen Blick in die Werkstatt der Nachbardisziplinen vor Sackgassen habe warnen können. Zu diesem Zweck wurde auch der vorliegende Aufsatz geschrieben.

¹ Alfred Schmitt, Die Erfindung der Schrift. Erlangen 1938. (Erlanger Universitätsreden 22).

² Ebenda S. 26.

³ Ebenda S. 4.

⁴ Ernst Doblhofer, Zeichen und Wunder. Die Entzifferung verschollener Schriften und Sprachen. Wien-Berlin-Stuttgart 1957, S. 338.

⁵ Schmitt, Die Erfindung..., S. 7. Vgl. dazu auch Hans Jensen, Die Schrift in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin 1958 (die erste Auflage erschien in Glückstadt und Hamburg 1935, nach einem kürzeren Versuch: Geschichte der Schrift, Hannover 1952); vgl. ferner die in Anm. 29, 30, 32, 34, 35 und 36 angegebene Literatur.

⁶ Bzw. vor dem II. Weltkrieg, als Schmitt diese Sätze niederschrieb. Heute, 1962, liegen die Verhältnisse zumindest in der chinesischen Volksrepublik anders. In diesem Zusammenhang gehören auch die Bemerkungen von Ignace Gelb, die unten Anm. 53, 2. Absatz, angeführt sind. Über die neueste Entwicklung vgl. auch: Manfred P o r k e r t, Chinas kulturelles Erbe. Zur kommunistischen Sprach — und Schriftreform. Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, Stuttgart, 14, 1960, 6, S. 558—572, hier besonders S. 565 f.

⁷ Das Zeichen für das Wort (bzw. die Lautfolge) »ku« bedeutet demnach, je nachdem, ob es in Verbindung mit dem Zeichen für »Frau« oder für »Insekt« steht, »Mädchen« oder »Heuspringer«, u, ä.

⁸ Für die alten Ägypter erleichterten diese Sinnzeichen, Determinative, natürlich das Lesen und Verstehen. Für die Entzifferung der Hieroglyphen im 19. Jh. waren sie zunächst eine neue Schwierigkeit, weil man nicht wußte, daß diese Zeichen stumm waren, so wie in unserer heutigen Schrift etwa »?!—;« usw. stumm sind und nur das Verständnis erleichtern sollen. Diese heutigen stummen Zeichen erfüllen aber nur syntaktische Funktionen, während die erwähnten Determinativa *lexikalisch* relevant sind.

⁹ Schmitt, Die Erfindung..., S. 15 f.

¹⁰ Ebenda S. 16.

¹¹ Ebenda S. 15.

¹² Ebenda S. 24 f. Vgl. dazu auch Kurt Sethe, Vom Bild zum Buchstaben. Die Entwicklungsgeschichte der Schrift. Leipzig 1913. (= Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens, 12.)

¹³ Schmitt, die Erfindung, S. 25.

¹⁴ Ebenda S. 26.

¹⁵ Alfred Schmitt, Untersuchungen zur Geschichte der Schrift. Eine Schriftentwicklung um 1900 in Alaska. Unter Mitarbeit von Rev. John Hinz, Bd. I, II, Leipzig 1940.

¹⁶ Ebenda S. XIV.

¹⁷ Vgl. Anm. 5.

¹⁸ Vgl. Anm. 1. Auch Josef V o g t betont, daß die Wortlautschrift eine persönliche Erfindung und keineswegs das Ergebnis eines natürlichen Entwicklungsgangs aus der Bilderschrift sei; vgl. seinen Aufsatz: Geschichte und Vorgeschichte. Die Bedeutung der Schrift. Historisches Jahrbuch, 1949, S. 7.

¹⁹ S. 89, 90, 91.

²⁰ S. 92-93.

²¹ Alfred P e t r a u, Schrift und Schriften im Leben der Völker. Ein kulturgeschichtlicher Beitrag zur vergleichenden Rassen- und Volkstumskunde. Veröffentlichungen der Hochschule für Politik, Forschungsabteilung, Sachgebiet: Volkstumskunde, Bd. 2, Essen-Rudolstadt 1939. Der Untertitel sagt eigentlich schon alles. Wie sehr Petra u übrigens up to date ist, geht daraus hervor, daß einer seiner meistzitierten Gewährsmänner Heinrich W u t t k e ist, dessen »Entstehung der Schrift« 1872 (in Leipzig) erschien.

²² P e t r a u, Schrift..., S. 99. Vgl. dagegen I. J. Gelb, Von der Keilschrift zum Alphabet. Grundlagen einer Schriftwissenschaft. Stuttgart 1958, S. 13: »Die peruanischen Inkas hatten in ihren Quippus ein kompliziertes mnemotechnisches System, durch das auf Sachen und Lebewesen bezügliche Rechnungen durch Schnüre und Knoten von verschiedener Länge und Farbe ausgeführt wurden. Alle Berichte über den Gebrauch der Quippus zu Chroniken und historischen Berichten sind reine Phantasie. Weder die peruanischen noch die modernen Knotenschriften in Südamerika und auf den Riukiu-Inseln

bei Japan haben einen anderen Zweck als den, einfache Tatsachen statistischer Art festzuhalten.«

²³ Petrau, *Schrift*..., S. 178 f.

²⁴ Jan Tschichold, *Geschichte der Schrift in Bildern*. Hamburg 1941 (= *Hamburger Beiträge zur Buchkunde IV*), Taf. 11.

²⁵ Ebenda S. 8.

²⁵ Petrau, *Schrift*..., S. 570-575 — Das 41. Kapitel, »Reformbestrebungen zugunsten der Antiqua«, S. 560-569, ist übrigens wirklich lesenswert, weil es u. a. heute fast vergessenes Material über versuchte (und wieder fallen gelassene) Schriftreformen in Osteuropa bringt.

²⁷ G. Schattat, *Die Entstehung unserer Buchstabenschrift*. Entwurf einer Arbeitshypothese. Berlin 1956. Der kriegsbedingte Verlust des Originalmanuskripts und andere widrige Umstände haben die Veröffentlichung sehr hinausgezögert.

²⁸ Ebenda, S. 9.

²⁹ David Diringer, *L'alfabeto nella storia della civiltà*. Firenze 1937.

³⁰ Ders., *The Alphabet, A Key to the History of Mankind*. London-New York 1947, ² 1949.

³¹ Vgl. oben Anm. 5.

³² James G. Février, *Historie de l'Écriture*. Bibliothèque historique, Payot, Paris 1948. Février bietet eigentlich nicht eine »Geschichte« der Schrift, sondern eine (sehr materialreiche und) chronologisch bzw. nach Entwicklungsstufen geordnete Aufzählung aller erdenklichen Schriftformen, um »un tableau clair, complet et actuel de l'histoire des diverses écritures« zu geben (S. 8) Eine Darstellung des Gesamtzusammenhangs wird nicht gesucht. Die Fachliteratur wird kapitelweise zusammengefaßt; ein Register erleichtert die Benützung als Nachschlagewerk.

³³ Lancelot Hogben, *From Cave Painting to Comic Strip. A Kaleidoscope of Human Communication*. London 1949.

³⁴ G(odfrey) R(olles) D(river), *Semitic Writing. From Pictograph to Alphabet. The Schweich Lectures of the British Academy 1944*. London-Oxford 1948. Die verbesserte Auflage von 1954 ist mir nicht zugänglich.

³⁵ Roma 1953.

³⁶ A. C. Moorhouse, *The Triumph of the Alphabet. A History of Writing*. New York 1953.

³⁷ E(vgenie) I(vanova) Kacpržak, *Istorija pis'menosti i knigi*. Moskva 1955. — Noch nicht zugänglich ist mir: V. A. Istrin, *Razvitie pis'ma*. Moskva 1961. Nach der ausführlichen Besprechung durch E. J. Kamenceva (*Novoe issledovanie o razvitii pis'ma. Istoričeskij archiv*, 8, 1962, 1, S. 233—236) unternimmt der Autor die Lösung der Frage des Wesens der Schrift und ihres Verhältnisses zu Sprache und Denken, der Terminologie und Klassifikation der Schriftsysteme und der Bedingungen sowie der Zeit der Entstehung der Schrift. Istrin analysiert auch Theorien der Entstehung verschiedener Alphabete, darunter auch des »slavisch-russischen«. Er ist der Meinung, daß die Existenz einer slavischen Schrift vor den Slavenaposteln bzw. vor der Christianisierung der Ostslaven schwerlich bezweifelt werden könne, über ihre Struktur seien aber mangels ausreichender Quellen nur Hypothesen möglich. Die Slaven könnten im 1. Jahrtausend n. Chr. eine eigenständige Bilderschrift besessen haben, und sie haben in der 2. Hälfte des Jts. möglicherweise die griechische oder auch die lateinische Buchstabenschrift übernommen und adaptiert.

³⁸ Berlin 1954.

³⁹ Vgl. Anm. 4.

⁴⁰ Der Autor hat sich durch seine Arbeiten bei der Entzifferung der hethitischen Hieroglyphen, *Hittite Hieroglyphs*. 3 Bde. Chicago 1931-1942 (= *Studies in Ancient Oriental Civilization*, 2, 14, 21) einen Namen gemacht.

⁴¹ Vgl. Anm. 22.

⁴² *A Study of Writing. The Foundations of Grammatology*, Chicago 1952.

⁴³ Gelb, *Von der Keilschrift...*, S. 5.

⁴⁴ Ebenda, S. 6.

⁴⁵ Ebenda, S. 20.

⁴⁶ Ebenda, S. 15; Doblhofer, *Zeichen und Wunder*, S. 21.

⁴⁷ Gelb, *Von der Keilschrift...*, S. 43.

⁴⁸ Ebenda, S. 69.

⁴⁹ Ebenda, S. 190.

⁵⁰ Ebenda, S. 59.

⁵¹ Auf Grund eines auf den ersten Blick etwas verblüffenden Schlusses: »Eben die Tatsache, daß die Mayaschrift bis jetzt nicht entziffert wurde, ist der beste Beweis dafür, daß sie kein phonetisches System hat. Die Schlußfolgerung ist unvermeidlich, wenn wir uns an das Hauptgesetz des Entzifferns halten: »Vorausgesetzt, daß genügend Material zur Verfügung steht, kann und muß eine phonetische Schrift entziffert werden können, wenn die zugrunde liegende Sprache bekannt ist«. Da das Material der älteren Maya Schriften in genügender Menge vorhanden ist und da die Sprachen der Maya noch heutzutage gesprochen werden und deshalb gut bekannt sind, bedeutet unsere Unfähigkeit, das Maya System zu verstehen, daß die Schrift der Maya eben keine phonetische Grundlage hat.« Ebenda S. 61.

⁵² Ebenda S. 64.

⁵³ Ebenda; aus dieser abschätzigen Bewertung der vorkolumbianischen Kulturen darf man aber keinesfalls den Schluß ziehen, Gelb vertrete eine eher konservative Weltanschauung.

Um das Bild von seiner Persönlichkeit abzurunden, seien hier einige andere Stellen seines Buches zitiert, die das schon von Schmitt angeschnitten Problem des »Beharrungsvermögens« (vgl. S. 89—92) und die Wahl des besten Schriftsystems behandeln. Man sollte, nach Gelb, »erwarten, daß die normale Entwicklung von einem logographischen über ein silbisches zum alphabetischen System« die Regel sei. Aber es werden nicht immer alle Stufen erreicht, denn »Gewohnheit ist dem Menschen immer lieber als Fortschritt, und infolgedessen schreitet eine Schrift in einem begrenzten Gebiet sehr selten bis zu diesem Endzustand fort« (S. 198).

»Der Grund hiezu liegt nicht allein in der konservativen Anhänglichkeit eines Volkes an seine eigene Schrift. Es ist eher dem Schutz durch erworbene Interessen einer bestimmten Kaste, einer religiösen wie in Ägypten und Babylonien, oder einer politischen, wie in China, zuzuschreiben, daß eine bestimmte Form der Schrift dem allgemeinen Gebrauch durch das Volk unzugänglich bleibt. Meistens führten deshalb fremde Völkerstämme, die weder an lokale Traditionen noch an religiöse oder politische Interessen gebunden waren, neue und wichtige Entwicklungen in der Schrift ein.« (S. 165).

Es ist schwierig, die Qualität eines Schriftsystems zu beurteilen, und es ist leicht, »sich zu irren, wenn man seine Schlußfolgerungen auf einzelne Beobachtungen begründet und vergißt, die anderen Eigenschaften eines bestimmten Phänomens dagegen abzuwägen. Die semitischen Schriften sind gewiß leichter zu lernen und schneller zu schreiben, als die ägyptischen Hieroglyphen, während die ägyptische Bilderschrift gewiß ausdrucksfähiger ist, als das semitische System, aber man geht mit diesen beiden Vergleichen nicht von der gleichen Ebene aus. Welchen relativen Wert hat eine schöne und ausdrucksfähige Schrift

wie die Ägyptische, wenn sie für die große Menge der Bevölkerung wegen ihrer Schwierigkeit und Vielfältigkeit ein Geheimnis bleiben muß? In noch viel größerem Ausmaß trifft das gleiche für die chinesische Schrift zu, die vielleicht das am schwersten zu beherrschende Schriftsystem der Welt ist. Man muß Jahre und Jahre mit Lernen zubringen, ehe man es wagen kann, die einfachsten Klassiker zu lesen. Die chinesische Schrift dient lediglich dazu, für eine selbstsüchtige kleine Oberschicht und einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung, der lesen und schreiben kann — sogar trotz gegenseitig unverständlicher Dialekte — eine Verständnismöglichkeit zu bieten. Aber hat jemand schon einmal versucht, die scheinbaren Vorteile der chinesischen Schrift ganz objektiv gegen die großen Nachteile abzuwägen? Nur verständnislose und engstirnige Menschen können die chinesische Schrift ihrer angeblichen Vorzüge wegen verteidigen und dabei übersehen, daß 90% der Bevölkerung wegen der Schwierigkeiten des chinesischen Schriftsystems Analphabeten bleiben. Was ist wervoller: ein Schriftsystem, das nur 10% einer Bevölkerung anwenden können, oder eins, daß für jedermann verständlich und zugänglich ist? Und was ist wichtiger: die gegenwärtige Schrift zu behalten und weiterhin mit einer Clique von 10% das Land zu regieren, oder die Schrift in ein einfaches System umzubilden und ein ganzes Volk an der fortschreitenden Entwicklung des Landes teilnehmen zu lassen?« (S. 230 f)

Und doch kann Gelb in der Praxis nicht immer einen gradlinigen Fortschritt feststellen, und wenn man seine Bemerkungen über die englische Rechtschreibung liest, hört man ihn förmlich seufzen: »Einige Völker, wie die Finnen, haben mit Erfolg ein beinahe lautgerechtes System geschaffen, während andere, wie die Engländer, die Last traditioneller Schreibweisen weiter mit sich schleppen. Die Zukunft der Schrift liegt jedoch nicht in Reformen nationaler Schriften. Wie Mark Twain, wenn auch in etwas merkwürdiger Orthographie, sagte: »The da ma ov koars kum when the republik ma be expekted to get rekonsyled to the bazair aspekt of the Simplified Kombynashuns, but — if I may be allowed the expression is it worth the wasted time?« Es ist spät, um das Evangelium einer Reform für die verschiedenen nationalen Orthographien zu predigen. Gebraucht wird ein einziges Schriftsystem, dessen Buchstaben in der ganzen Welt identische oder doch beinahe identische lautgerechte Entsprechungen haben.« (S. 233).

Gelb hat den Glauben an den Fortschritt nicht aufgegeben: »Wir müßten ein Schriftsystem erfinden, das die Exaktheit des IPA (=International Phonetic Association) — Alphabetes mit der formalen Einfachheit einer Kurzschrift vereinigt.« (S. 328). Er ist sich »vollständig klar darüber, welche Angriffsmöglichkeiten dieses Kapitel der Kritik bietet.... Ausbrüche gegen Reformen treffen mich nicht sehr. Gäbe es keine Reformatoren, so würden die traditionsgebundenen Menschen noch jetzt in Fellen und Federn in Höhlen leben und würden keine Gelegenheit haben, über die verderbliche Ketzerei von Reformen zu sprechen oder zu schreiben.« (S. 239)

⁵⁴ Gelb, Von der Keilschrift.... S. 78.

⁵⁵ Ebenda, S. 81.

⁵⁶ Ebenda, S. 133. Über eine mögliche Vorstufe, die »gublitsche« Schrift von Byblos, vgl. neben den in Anm. 29-36 genannten Werken auch M. Gel'cer, Značenie raskopok v Bible dlja istorii drevnego vostoka. Vestnik drevnej istorii 1962, 2, S. 149-159, bes. S. 153 mit der dort in Anm. 45-47 angegebenen Literatur.

⁵⁷ Gelb, Von der Keilschrift..., S. 136.

⁵⁸ Ebenda, S. 136 f.

⁵⁹ Ebenda, S. 140.

⁶⁰ Ebenda, S. 142.

⁶¹ Zuletzt in: Eine Reise zu den Quellen der kroatischen nationalen Kultur. Bericht und Gespräch. In: Österreichische Ost-Hefte, 3, 1961, 5, S. 404-411. »Erstaunlich... ist schon gar nicht die freie Erfindung der Buchstabenformen; das kann schließlich jedes Schulkind, wenn es sich für Privatzwecke eine »Geheimschrift« ausdenkt!« (S. 405)

⁶² Die einschlägige Literatur habe ich zusammengestellt in den »Napomene o grafičkoj strukturi glagoljice«, in: Radovi Staroslavenskog instituta, 2, Zagreb 1955, S. 59-91.

⁶³ Die meisten der oben, besonders in den Anm. 29-37 genannten Autoren mußten die minoischen Schriften unter die noch nicht lesbaren einordnen, z. B. F é v r i e r, Histoire..., in Kapitel V: Les écritures idéographiques non encore déchiffrées I, L'écriture crétoise. (S. 138-146). Der zu Anfang dieses Jahrhunderts die Ausgrabungen in Knossos leitende Archäologe Arthur Evans hatte den größten Teil der Funde von Schriftdenkmälern für sich »reserviert«, war aber nicht dazu gekommen, sie eingehend zu bearbeiten. So ruhte die Forschung fast ein halbes Jahrhundert, und in unseren Tagen können wir die Entzifferung richtiggehend miterleben. Man hatte verschiedene Schrifttypen unterscheiden können, u. zw. Bilder bzw. Hieroglyphen, und zwei gleichzeitig (?) nebeneinander bestehende Linearschriften, die als »A« und »B« bezeichnet werden. Die frühverstorbene amerikanische Forscherin Alice K o b e r fand durch Vergleich von Silbengruppen die grammatikalische Struktur der bisher unbekannt Sprache von »Linear B«, die an den Flexionsendungen als indogermanische zu erkennen war. Und dem jungen (1956 bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommene) Engländer Michael V e n t r i s gelang 1952 die Lösung: »Linear B« besteht aus Silbenzeichen, die für eine uns noch unbekannt Sprache (eben die der alten Einwohner Kretas) geschaffen, aber später von einwandernden Griechen für das Griechische verwendet wurde. Da die Schrift Silben aus Konsonant + Vokal angibt, bietet sie keine Möglichkeit, silbenschießende Konsonanten auszudrücken. Sie werden entweder weggelassen, oder erscheinen in Verbindung mit dem (aus dem Kretischen stammenden, aber im Griechischen nicht vorhandenen) auf diesen Konsonanten folgenden Vokal. »Knossos« wird z. B. als »Ko-no-so« geschrieben. Dadurch erscheinen die griechischen Worte in so verstümmelter Form, daß sich vereinzelt Zweifel an der Richtigkeit der Entzifferung erhoben haben. Vgl. darüber D o b l h o f e r, Zeichen und Wunder, S. 259-293, und vor allem Fritz S c h a c h e r m e y r, Die Entzifferung der mykenischen Schrift. In: Saeculum, Jahrbuch für Universalgeschichte, 10, 1959, 1, S. 48-72, und die Erwiderung von Arthur J. B e a t t i e, ebenda 4, S. 370-373, sowie das Schlußwort von F. S c h a c h r m e y r, ebenda S. 374-379. — »Linear A« ist noch nicht entziffert.

⁶⁴ Andererseits verfüge ich natürlich nicht über die nötigen, vor allem orientalistischen Fachkenntnisse, um Gelbs Ansichten anders als nach den Kriterien der unmittelbar einleuchtenden Logik oder der Analogien, die ich bei meinen eignen schriftgeschichtlichen Studien gefunden habe, beurteilen zu können. Deshalb zitiere ich auch mit Absicht so vieles ganz wörtlich, damit die Leser dieser Arbeit ein möglichst unverfälschtes Bild des m. E. sehr anregenden Buches gewinnen können.

⁶⁵ S. 100.

⁶⁶ G e l b, Von der Keilschrift..., S. 6.

⁶⁷ Vgl. Anm. 12.

⁶⁸ Ungefähr, wenn auch mit anderem vermischt. von. S. 77-148.

⁶⁹ »Als die Semiten unter griechischem Einfluß ein Vokalsystem für ihre Schrift einführten, schauten sie nicht nur diakritischen Zeichen für alle Vo-

kale wie a, e, i, o, u, sondern auch ein Zeichen, das *schewa* genannt wurde und das, wenn es an ein Zeichen angehängt wird ihn als Konsonanten, der allein steht, oder als Konsonanten plus dem sehr kurzen Vokal *ë* charakterisiert. Wenn die semitischen Zeichen ursprünglich — wie allgemein angenommen wird — konsonantisch waren, dann hätten sie kein *schewa*-Zeichen gebraucht. Da sie aber tatsächlich die Notwendigkeit empfanden, solch ein Zeichen zu schaffen, das das Fehlen eines Vokales angibt, dann bedeutet das, daß für sie ursprünglich jedes Zeichen für eine ganze Silbe, also für Konsonat plus Vokal, stand.« Gelb... S. 145.

⁷⁰ Gelb, S. 180.

⁷¹ Ebenda; S. 83. Wenn er allerdings meint, daß »eine Schrift ohne Vokale in beiden Sprachgruppen ja gleich leicht oder schwer zu lesen (ist)«, und als Beweis schreibt: »Wnn S dsn Stz lsn, wrdn S dn bstn Bws dfr fndn, dß mn ch d dtsh Sprch 'hn Vkl schrbn knn,« so kann man ihm entgegen halten, daß ja im Deutschen (oder auch im Englischen, das er ja in der ersten Auflage als Beispiel herangezogen hat) die Konsonaten nun tatsächlich so häufig vorkommen, daß der Ausfall der Vokale das Schriftbild wenig ändert. Bei vokalreicheren Sprachen wie dem Italienischen oder dem Serbokroatischen würde eine vokallose Schreibung das Verständnis schon wesentlich mehr erschweren.

⁷² Ebenda. S. 196. Diesem selben Prinzip der »Entwicklung in einheitlicher Zielrichtung« folgte ich, allerdings auf einem zeitlich, räumlich und sachlich viel engeren Gebiet, nämlich nur in Bezug auf die graphische Struktur einer Schrift, in den »Napomene o grafičkoj strukturi glagoljice«, Radovi Staroslavenskog instituta, 2. 1955, S. 59 — 91, bei der Aufstellung einer Typentabelle (S. 72), in der Kiever Blätter nach dem Evangelium Zographensis eingereiht werden. Ich darf nicht verschweigen, daß die Richtigkeit dieser Auffassung von Oldřich Menhart, O prvenství moravské hlalohlice. Slavia 25, 1956, S. 198 f., bezweifelt wird. Nun, abgesehen davon, daß die Entwicklung freilich keineswegs immer »vom Einfachen zum Komplizierten« geht, scheint dem das Mißverständnis zugrunde zu liegen, als ob die Priorität des mährischen Glagolismus in Frage gestellt sei, wenn die Schriftform eines mährischen Denkmals als jünger bezeichnet wird. Ganz im Gegenteil: Es gibt doch genug Beispiele dafür, daß die Kerngebiete einer Kultur oft schon die nächste Entwicklungsstufe durchmachen — der Übergang zu neuen Formen ist da nur ein Zeichen größerer Reife, also höheren Alters! — während die Peripherie (und von Mähren aus gesehen war Mazedonien ursprünglich Peripherie; später dann hat sich das Verhältnis Zentrum-Randgebiet umgedreht) noch die alten Formen beibehält: man denke nur an die Traditionsgebundenheit vieler Kolonistenkulturen!

⁷³ Gelb, Von der Keilschrift... S. 197.

⁷⁴ Ebenda, S. 170

⁷⁵ Ebenda.

⁷⁶ In der neuen Ausgabe von Grivec — Tomšič, Constantinus et Methodius Thessalonicenses. Fontes. Radovi Staroslavenskog Instituta 4, 1960, findet sich die Stelle S. 109, mit den Varianten S. 111. Diese Lesart ist a priori ungläubwürdig. Wenn es sich wirklich um russisch, also um eine slavische Sprache gehandelt hätte, so ist es doch unwahrscheinlich, daß Konstantin nicht weiter davon Notiz genommen hat. Er mußte doch bemerkt haben, daß diese Sprache dem Mazedonischen verwandt ist, das er als Kind sprechen gelernt hatte und von dem er wußte, daß es keine Schrift besaß. (Das war ja auch sein erster Gedanke, als er vom Basileus den Auftrag erhielt, die Mährer zu

missionieren: »Wenn sie nur eine Schrift in ihrer Sprache haben!«) Daß der Philologe Konstantin sich von einer solchen slavischen Bibelübersetzung keine Abschrift oder wenigstens einige Aufzeichnungen gemacht hätte, ist schon kaum anzunehmen. Wenn es aber doch eine altrussische Schrift gewesen sein sollte, die er dann als Vorbild für sein Alphabet nahm — warum wird er dann in der Vita als »Erfinder« des slavischen Alphabet gepriesen, bzw. warum verschweigt die Vita, wenn sie Konstantin zu Unrecht als Schriftschöpfer ausgibt, nicht die Episode mit dem »Vorbild« dieser Erfindung?

Nimmt man aber die Existenz von »Evangelium und Psalter in russischen Buchstaben« an, so erhebt sich sofort nicht nur die Frage nach der Entstehung der Schrift, sondern auch nach der der Übersetzung. Demnach müßte es doch schon im 9. Jh. in »Rußland« einen mehr oder weniger regulären einheimischen christlichen Gottesdienst, ein kirchliches Bildungswesen (woher sonst die Bücher?) und überhaupt eine kirchliche Organisation gegeben haben. Und davon hat man nie wieder etwas gehört, nicht bei der Taufe Olgas, nicht in irgendwelchen Spuren dieser präsumptiven bodenständigen russischen literarischen Tradition im späteren kirchenslavischen Schrifttum?

Die plausibelste Erklärung von allen ist da schon die von André Vaillant, *Les »lettres russes« de la Vie de Constantin*. *Revue des études slaves* 15, 1935, S. 75-77 gebotene, daß es sich bei *rus'skъ* um eine Verschreibung aus *sur'skъ* = syrisch handelt. Der Aufenthalt von Syrern, ev. Kaufleuten, im Pontusgebiet ist ohneweiters denkbar, und worüber sich Konstantin wundern mochte, ist vielleicht der Umstand, daß sie sogar Bücher bei sich hatten — nicht aber, daß es solche Bücher gab. Der Auffassung Vaillants haben sich u. a. D. Gerhard, *Goten, Slaven oder Syrer im alten Cherson?* *Beiträge zur Namenforschung* 4, 1953, S. 78-88, Roman Jakobson, *Minor Native Sources for the Early History of the Slavic Church III: The Prolog Legends of the Slavic Apostles*. *Harvard Slavic Studies* 2, 1954, S. 62-70, und Franz Grivec, *Konstantin und Method, Lehrer der Slaven*. Wiesbaden 1960, S. 48 f., angeschlossen.

⁷⁷ Vgl. dazu die in meinem Referat über »Neue Objekte und neue Wege der russischen Paläographie«, *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF* 2, 1954, 4, S. 432-441 in dem Anm. 44-47a angeführte Literatur. Der dort zitierte N. Konstantinov, Autor der populären *Istorija ruskoj azbuki*. Moskau 1953, dürfte identisch sein mit N. A. Konstantinov, dessen Arbeit über die Rätselzeichen (Vgl. Anm. 78) hier zu besprechen ist; er vertritt die extremste Auffassung der Frage.

Aber auch eine Kapazität wie L. V. Čerepnin, *Russkaja paleografija*, Moskau 1956, S. 76 ff. lehnt die Lesart »syrisch« statt »russisch« ab (ohne Vaillant oder die andere zu nennen) und hält es für offensichtlich, daß die Slaven schon vor der Annahme des Christentums irgendwelche Schriftzeichen zur Bezeichnung von Lauten hatten, und nicht nur »Striche und Kerben« ... Die Stelle aus der Konstantinsvita zitiert Čerepnin in der Weise, daß der Philosoph einen Menschen traf, mit dem er sich »in dieser (russischen) Sprache« verständigen konnte, und von dem er sehr rasch die russische Sprache erlernte. Er habe am Chersones auch gottesdienstliche Bücher mit »russischen Buchstaben« gefunden. Daß es sich dabei um Evangelium und Psalter, also nicht um einen beliebigen, sondern ausdrücklich um einen christlichen Gottesdienst handelt, geht aus Čerepnins Ausführungen nicht hervor. — E. Kacpržak, *Istorija pis'mennosti i knigi*, nimmt zwar ebenfalls als selbstverständlich an, daß Bücher in russischer Sprache gemeint seien, vertritt aber im übrigen die Meinung, daß diese Bücher, die schon vor der offiziellen Einführung des Christentums für einzelne christlichen Gemeinden

geschrieben wurden, im glagolitischen oder im griechischen Alphabet geschrieben sein konnten. S. 126).

⁷⁸ Černomorskie zagadočnye znaki i glagolica. Učenyje zapiski Leningradskogo gosud. universiteta Nr. 197, 1957, S. 110 — 146.

⁷⁹ Ebenda S. 115.

⁸⁰ Ebenda. Diese Fragestellung, die schon durch ihre Formulierung das Resultat vorwegnimmt, daß nämlich die Rätselzeichen die unmittelbare Vorstufe eines Alphabets darstellen, ist a priori im Ansatz verfehlt, weil sie das zu Beweisende als bewiesen voraussetzt.

⁸¹ Ebenda S. 130. Vgl. dazu auch Anm. 76 und 77.

⁸² Ebenda S. 133 f. Der Sprung von Rätselzeichen, von denen man noch nicht einmal weiß, ob sie überhaupt Schriftzeichen waren, — und wenn ja, ob picto- oder phonographische, und wenn Letzteres zutrifft, ob es sich um Logogramme oder um eine Silben- oder um eine Einzellautschrift handelt — zu den »Buchstaben« eines slavischen Alphabets scheint dem Autor nicht zu kühn. Er ist so fasziniert von der (übrigens ohnehin dubiosen, aber jedenfalls nichtssagenden) Ähnlichkeit der Grapheme der Rätselzeichen und der Glagolica, daß man fast einen (natürlich unbewußten) Glauben an die »Magie des Zeichens« dahinter vermuten könnte und Konstantinov in die Gesellschaft von Autoren wie Petrau einzureihen versucht ist. Das Operieren mit dem »Symbolgehalt der Formen« ist ja eine Versuchung, der Schriftforscher immer wieder erliegen. Das theoretische Wissen von der Rolle magischer Vorstellungen in vergangenen Zeiten macht sie keineswegs immun gegen ähnlich gelagerte Gedankengänge in der Gegenwart, sobald diese in einer anderen Nomenklatur auftreten.

⁸³ Konstantinov, S. 117.

⁸⁴ Ebenda S. 133.

⁸⁵ Ebenda, S. 128 f.

⁸⁶ Vgl. oben S. 102 mit Anm. 62 und 63.

⁸⁷ Vgl. oben S. 106.

⁸⁸ Die noch nicht entziffert sind, vgl. Février, Histoire de l'écriture... S. 149 — 153, und die Gelb überhaupt nicht für Schrift — sondern nur für magische Zeichen hält: »Die geheimnisvollen Inschriften... auf deren Deutung von phantasievollen Gemütern so viel Anstrengung verwendet wurde, sind nicht einmal Schrift im primitivsten Sinn des Wortes«. Von der Keilschrift... S. 65.

⁸⁹ Vgl. oben S. 104. Man kann gegen Gelb natürlich den Einwand erheben, daß Prinzipien, die von außen her (»durch die Erziehung«!) bei der Lösung eines Forschungsproblems beachtet werden sollen, »aus Prinzip« solange mit einer gewissen Skepsis zu betrachten sind, solange sie nicht aus der Materie selbst bestätigt werden.

⁹⁰ Oben S. 106.

⁹¹ Gelb, S. 165, gibt an: 100—130 Zeichen in den Keilschriftsystemen
22—30 „ in den semitischen Silbensystemen
56 „ im cyprischen Silbensystem
47 „ im japanischen Silbensystem

⁹² Doblhofer, Zeichen und Wunder, S. 268.

⁹³ Konstantinov S. 195.

⁹⁴ Vgl. oben S. 98, 99.

SAŽETAK

TEORIJE O PODRLJETLU GLAGOLJICE

»Pismo« je vizuelno priopćavanje pomoću konvencionalnih znakova na nekoj površini uz izvjesno samostalno predočavanje. Ovu su definiciju, kojoj su materijalnu bazu znatno proširile arheologija i etnografija, u posljednjim decenijama izgradili epigrafi i paleografi, filolozi, arheolozi i dr. (d'Angelo, Diringer, Driver, Février, Gelb, Jensen, Moorhouse, Schmitt, Sethe i dr.). Prema tome ne mogu se ubrojiti u pravo pismo prethodne faze kao što su prenošenje vijesti pomoću predmeta koji »govore« (kojih značenje onaj koji vijest prima razumije, npr. koplje = objava rata) ili recentne pojave kao što je obavještanje pomoću nizova slika (filmski žurnal), jer tu predočavanje doduše može biti konvencionalno, ali znakovi nisu samostalni, tj. ne mogu se pojedinačno izlučivati iz svojega sastava.

Između ovih dviju granica nalazi se sa svojim varijacijama široka lepeza svega onoga što se može nazvati »pismom«. Mi razlikujemo pikto- odn. ideografske sisteme (likovna pisma) od fonografskih sistema (glasovnih pisama), koji se opet dalje dijele u sisteme u kojima znak predstavlja zvučnu riječ (logogram) i u kojima predstavlja slog ili pojedinačni glas (azbuka, alfabet).

Prijelaz od ideografskog pisma na fonografsko pismo — fonetiziranje ili ono u čemu je zapravo problem kod fiksiranja govorne riječi — u cijelosti je povijesti ljudskog roda vrlo rijedak; osobito prijelaz od slogovnog na glasovni (azbučni) sistem treba, po mišljenju većine istraživača, pripisati jedinstvenoj genijalnoj ideji pojedinca. Uprkos kontradiktornim pokušajima malog broja autajdera svi se historijski alfabeti mogu svesti na jedan jedini — starosemitski.

Istraživač hetitskih hijeroglifa I. Gelb nastoji da u svojoj izvanredno zanimljivoj studiji o pismu (»Study of Writing. The Foundations of Grammatology«, Chicago 1952, nova njem. obrada Stuttgart 1958) metodički sredi naše znanje o postanku i razvitku poznatih, dijelom tek u toku posljednjih godina objašnjenih ili još uvijek neobjašnjenih pisama i da dođe do nekih općih principa u razvitku pisma.

S obzirom na pismo Gelb zastupa načelo o pravilnosti (zakonitosti) u historijskom toku te stoga nastoji također da detaljno razradi ovakve zakone za razvitak od primitivnog likovnog do visokorazvijenog glasovnog pisma. Jedan od ovih zakona jednak je poznatom »natura non facit saltus«: nijedna se razvojna faza ne može preskočiti, nijedan alfabet npr. ne može nastati neposredno iz logograma ili čak ideograma.

Gelbovi su argumenti također s obzirom na druge tačke u njegovim izvođenjima tako uvjerljivi da daju noticaj za to da se njegovi principi pokušaju primijeniti također na jedno sporno pitanje u slavistici. Naime, radi se o postanku glagoljice, osobito u vezi sa sve češćim pokušajima sovjetskih učenjaka u posljednje vrijeme da se »zagadočnye znaki« (jamačno obrtnički i posjednički znakovi) koje su sovjetski arheolozi našli (osobito u južnoj Rusiji), dovedu u vezu s »ruskim pismenima« koja se u Žitiju Konstantinovu spominju u vezi s nekim rukopisima koje je on našao u Hersonu.

Ovi pokušaji moraju po mojem mišljenju već stoga propasti, jer neki autori pristupaju problemu s unaprijed stvorenim stanovištem. Ali, osim toga — ukoliko se uopće priznaje zakonitost toka historijskih pojava — moramo s Gelbom osporiti mogućnost da alfabet može nastati negdje bez predloška (strukturnog, a ne grafičkog) nekog drugog alfabeta ili da slovno pismo nema neposrednog prethodnika.

Prema tome nevjerovatno je da bi se glagoljica mogla izvesti iz crnomorskih znakova.